

Ein Erlebnis.

Von Anna Petri. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

Doktor Einar Egerfeldt hob die Augenbrauen und betrachtete mit beunruhigten Mienen seine junge Frau, die, eifrig und erstickt, das rauhe Haar herausfordernd um das hübsche Gesicht gelockt, in sein Arbeitszimmer gestürzt kam und auf das Lederlofa saß.

„Was ist geschehen, mein liebes Kind? Ist die Köchin ausgerückt oder hat der Junge Streichhölzer verschluckt, oder hast Du nur Jüder anstatt Salz in die Suppe getan? Darüber brauchst Du nicht so verzweifelt zu sein, Liebster — wir können ja im Restaurant essen, wie damals, als Du das Kalbfleisch in den Pfeilermaßen fallen ließest.“

„Weißt Du, Einar, es ist wirklich recht garstig von Dir, so zu scherzen, wenn Du siehst, wie aufgeregt ich bin. Wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich mich fühle!“

„Ob, oh, mein Kleines, streich Dir nur erst mal die Haare aus dem Gesicht, damit Du wie die Frau eines anhängigen Arztes aussehst und nicht wie ein unbändiges Mädel, und dann erzähle mir, was es gibt.“

„Ja, ich war bei Papa, und — oh, es ist einfach empörend — kannst Du Dir denken, welchen Namen er für unseren Kleinen wünscht, ja, verlangt? Frau Annie bestellte einen durchbohrenden Blick auf ihren Herrn und Gemahl, der bequem zurückgelehnt in seinem bequamen Arbeitsstuhl saß und die Illustrationen einer medizinischen Zeitschrift betrachtete.“

„Nein, meine hübsige kleine Frau, das kann ich absolut nicht wissen.“

„Run, E-pa-mi-non-das!“ sagte sie in tragischem Ton, jede Silbe hervorhebend.

„So“ erwiderte ihr Mann mit unerschütterlicher Ruhe. „Sie mal her, Annie, eire vorzüglich Darstellung eines entzündeten Magens.“

„Aber Einar, hast Du nichts anderes zu sagen? — Wie entsetzlich, mit einem so apathischen Menschen verheiratet zu sein!“ rief die junge Frau verzweifelt aus. „Ich bin sicher, wenn unser einziges Kind an einer schweren Epidemie unter den entsetzlichsten Qualen sterben würde, so würde es die Gemüthsruhe seines unnatürlichen Vaters nicht stören. Von seiner Höhe herab würde er bedauernd mit den Schultern zucken und dann dem „Halle“ in irgend einer Zeitschrift einen interessanten wissenschaftlichen Artikel widmen. Epaminondas! Findest Du wirklich, Einar Egerfeldt, daß ein solcher Name unseres kleinen Bubens würdig ist — unleres süßen goldlockigen Lieblings?“

„Keineswegs. Im Gegenteil. Er ist dessen so unwürdig wie möglich. Du weißt wohl, liebe Annie, daß Epaminondas der Name des großen Freiheitskämpfers der Griechen war? Und welche Großthaten hat unser junger Herr Sohn vollbracht? Ich weiß nicht, daß er etwas anderes tat als essen und schlafen während des ganzen Tages und weinen während der Nacht. Obwohl seine thörichte kleine Mama es augenscheinlich schon als eine ausreichende Großthat von ihm ansieht, daß er existiert.“

Die junge Frau erhob sich und stellte sich in herausfordernder Haltung vor ihren Mann.

„So, Du möchtest also, daß Epaminondas heißt?“ fragte sie mit unheimlicher Ruhe. „Das würde mich natürlich um mein ganzes Lebensglück bringen, aber wenn Du es möchtest, wird er selbstverständlich so heißen — Epaminondas! Dente, wie schön das klingt!“ schloß sie mit einem kurzen hysterischen Auflachen und sank in den nächsten Stuhl.

„Ja, ein hübscher Name ist es ja“, bemerkte der Herr Doktor in erwidertem Ton, „doch im übrigen ist es eine besondere Ehre, einen so berühmten Namen zu tragen. Den des großen thebanischen Freiheitskämpfers.“

„Hör' auf mit Deinem thebanischen Freiheitskämpfer. Eine Ehre!“ wiederholte sie mit zerschmetternder Betrachtung. „Nicht ein Jota kümmerst du mich um die Ehre! Einen kurzen, netten Namen will ich für unseren Jungen haben und nicht einen, der geradezu skandalös ist. Papa redete auch eine Menge von Ehre und Ruhm und mehr solchem Unsinn. Er begann, mir die ganze Lebensgeschichte dieses abscheulichen Mannes zu schildern, während ich in meiner Unschuld glaubte, er habe nur einen seiner gewöhnlichen historischen Wahnsinnsanfalle und gebudig wartete, daß er vorüberginge, bis er mich ganz unerwartet darüber aufklärte, daß unser Sohn mit dem Namen dieses großen Mannes beglückt werden sollte. Alle guten Geister — daß ich nicht auf der Stelle in Ohnmacht fiel! Mein Protest — Du kannst glauben, daß er energisch war — machte ihn nur noch eifriger. Er erwiderte mir mit überwältigender Bescheidenheit den ganzen Umfang der Ehre, die dieser Mann einst feierte. Vielleicht würde unser Sohn einst seinen großen Namensbruder gleichen — ein ebenso abenteuerliches Leben führen, den gleichen Gefahren trotzen, die gleichen Heldenthaten vollbringen. Und schließlich versuchte er, meine Begierde zu erwecken, indem er mir vorstellte, daß er vielleicht auch so glücklich werden könnte, sein Leben für das Vaterland zu opfern. Als

ich für dieses Glück dankte, und im Uebrigen ganz unberührt blieb von all den leuchtenden Zukunftsbildern, die er vor mir entrollte, erklärte er, daß er den Fuß nicht mehr über unsere Schwelle setzen würde, wenn wir diesen seinen einzigen Wunsch nicht erfüllten. Ob, ist das nicht traurig, Einar?“ Frau Annie schloß ihre lange Rede mit einem tiefen Seufzer und betrachtete verzweifelt ihren Mann.

„Aber warum will er ihn gerade nach Epaminondas nennen?“ fragte dieser, „wacum nicht ebenjogern nach Themistokles oder Aristoteles oder dem größten Römer Cäsar?“

„Darum, mein unwissender kleiner Junge, weil Epaminondas sein ausserordentlicher Lieblingsheld ist“, erklärte die junge Frau. „Du siehst also, daß der Großvater den Kleinen mehr eines ehrenreichen Namens würdig erachtet, als der Vater. Wie sagtest Du doch? Er hat noch nichts vorgebracht, um ihn zu verdienen? Mein lieber Freund, ich habe noch nicht gehört, daß ein Kind von drei Wochen etwas Bedeutendes vollbringt. Und ich bin sicher, daß dieser ausgezeichnete Epaminondas in diesem Alter nicht halb so verständig war. Ich bin neugierig, wann er zu sprechen anfangen wird, Einar? Kannst Du Dir denken, daß das jüngste von Lindstams gestern „Midi“ gesagt hat — ganz deutlich.“

„So. Sehr interessant. Wenn ich nur wüßte, was das bedeutet“, meinte der Doktor.

„Aristine natürlich, Du beschränkter Junge. So heißt ihr Rindermädchen. Und er ist erst sechs Wochen alt. Bist Du nicht erstaunt?“

„Ungeheuer erstaunt“, versicherte er. „Das hätte ich nicht ertragen, und wenn Du mir selbst ein Jahr Bedenkzeit gegeben hättest.“

„Ach, ich meine, erkaunt darüber, daß er so früh schon spricht.“

„Freih? Ja ja. Ich habe allerdings gehört, daß kleine Kinder sich einer besonderen geheimnisvollen Sprache bedienen, die kein Ueingelesener versteht, doch ich habe das bis jetzt nicht selbst erprobt. Ich nehme an, daß Du zu den „Eingeweihten“ gehörst. Wird unser Junge auch solche Ungeheuerlichkeiten sagen?“ Der Doktor betrachtete seine Frau mit einem Ausdruck tomschen Entsetzens in dem schönen männlichen Gesicht.

„Ja, gewiß“, betraufte sie mit strahlenden Mienen. „Weißt Du, Lieber, das ist ungewöhnlich deutlich gesprochen. Bergleichts Baby sagt „Bawaw“, wenn es Papagei meint, und „Bobo“, wenn es Pfefferkuchen will.“

„Gott bewahre“, rief der Doktor schauernd. „Das steht ja niedriger als ein Tier.“

„Da siehst Du's“, rief Frau Annie triumphierend. „Aber nun sind wir ja ganz von unserem Gegenstand abgelenkt! Sage nun endlich, Einar, ob Du wirklich beabsichtigst, unseren kleinen Liebsten — so zu nennen.“

„Run, ebenjogern so wie anders“, erwiderte er mit aufreizender Gleichgültigkeit, „indem er mit einem halben einzigen Seiten seiner Zeitschrift aufschneit, in der er noch immer blättert.“ „Ah, eine vorzügliche Darstellung des Blutmumlaufs! Und ein Artikel über Serum. Sehr interessant.“

„Nein, nun halte ich es wirklich nicht länger aus!“ brach Frau Annie los, sprang in bestig hervorbrechendem Jörn auf und entließ ihm die Zeitschrift. „Wie kannst Du so verstockt sein, von einer alten Zeitschrift Aufhebens zu machen, während wir eine so wichtige Frage behandeln? Ist es nicht traurig, daß mein eigener Mann nicht auf meiner Seite steht? Und auch nicht auf Papas, sondern so erbärmlich neutral ist! Selbst Tante Clementine sympathisierte mit mir!“

„Der alte Drache!“ sagte der Doktor unerschütterlich. „Das glaube ich gern. Nun hat sie ja eine Woche lang einen Anlauf, mit ihrem armen Bruder zu jantzen.“

„Aber Einar! Du siehst mich wirklich in Erstaunen mit Deinem unerhörten Jörn“, erklärte seine Frau in edlem Jörn. „Drache! Tante Clementine ist eine vortreffliche Frau, sage ich Dir.“

„Ja, ja, liebes Kind, das ist ja möglich, doch ich hatte stets eine heilige Furcht vor allen vortrefflichen Frauen.“

„So, Einar“, sie ging zu ihm, setzte sich auf sein Antlitz und legte schmerzhaft die Arme um seinen Hals, „sei nun mein lieber Mann und sage, daß es ein abschuldlicher Name ist. Dente doch nur, wenn der Kleine zur Schule kommt! Es schneidet mir ins Herz, wenn ich mir vorstelle, wie er der Spielball für die unarmherzigen Späße seiner Kameraden werden wird. Wenn wir unseren Bubens nach einer berühmten Persönlichkeit benennen, mühte es wenigstens noch einem nationalen Helden sein und nicht nach einem ausländischen Abenteuerer.“

„Epaminondas ein ausländischer Abenteuerer“, lachte ihr Mann. „Das müßte Dein Vater hören!“

„Und — wie wäre es Dir selbst, wenn Du so siehst?“ fuhr Frau Annie überredend fort. „Verlaube mir, Dich hineinzudenken.“

„Ja, es ist ja, wie gesagt, ein wenig lang“, gab er zu.

„Und das Leben ist so kurz“, fügte sie hinzu. „Man hat ja gar nicht Zeit genug übrig, um einen so langen Namen auszusprechen. Und das aller schlimmste: ich hätte Dich bestimmt nicht genommen, wenn Du einen so

entsetzlichen Namen gehabt hättest. Und denke, wenn unser Liebster keine Frau bekäme!“ Eine sichtlich Angst malte sich in dem lieben hellen Gesicht und verblüdete einen Augenblick den Glanz der strahlenden blauen Augen.

„Ja, das wäre ja entsetzlich!“ sagte der Doktor lachend. „Nur um einem so unerhörten Unglück vorzubeugen, müssen wir wohl ein Mittel ausfindig zu machen suchen.“

„Doch wie?“ fragte sie unruhig. „Lieber lieber Einar, wie machen wir's? Wir können unmöglich Papa von uns stoßen. Er ist allerdings ein Quälgeist. Wir können aber auch unseren einzigen Sohn nicht seiner geschichtlichen Passion opfern!“

Der Doktor streichelte seiner Frau das rauhe Haar mit seiner weichen, wohlgeformten Hand, und aus seinen Augen blühten trübende Schattungen.

„Wir könnten ihn ja überlassen, wie wir es als Verlobte thaten“, schlug er vor. „Weißt Du's noch, Kleine?“

„O ja“, und ein Leuchten ging über ihr Gesicht bei der Erinnerung an die entsetzlichen glücklichen Tage. „Das war genau wie im Roman — ein wackerer Papa und zwei junge Liebende — nur daß wir nicht stoben und uns nicht heimlich trauben ließen in irgend einer romantischen kleinen Dorfkirche. Er wollte nichts von Dir wissen, weil Du Frankreichs Staatsordnung im sechzehnten Jahrhundert mißbilligtest. Oh, das war herrlich!“

Frau Annie lachte herzlich, und ihr Mann stimmte ein.

„Obwohl wir es damals keineswegs so lustig fanden“, fuhr sie fort. „Da erschien uns das alles sehr traurig! Aber Du warst grobhartig! Du hintergingst ihn einfach — unseren lieben, unvernünftigen, leichtgläubigen Professor! Wenn ich daran denke, wie Du ihm nach einiger Zeit ganz frisch einredetest, daß Du nun Deinen großen Jörnchen eingesehen habest und ein ebenso großer Bewunderer jener Staatsordnung geworden wärest, wie ehemals der Herr Professor selbst. Er merkte absolut nicht, daß wir beide mit Rührung das Lachen unterdrückten.“

„Und nun wollen wir es eben so machen“, sagte der Doktor. „Wie soll unser Junge nach Deinem Wunsch heißen, Annie?“

„Sten“, erklärte sie in bestimmtem Ton, „das ist ein so netter Name.“

„Run, er hat ja auch nur verlangt, daß unser Kind Epaminondas heißen, nicht daß er so genannt werden soll, obwohl er das sicherlich meint. Ich werde die Sache mit einer so überwältigenden Logik darstellen, daß er ganz tonfus werden soll. Wir setzen so unseren Willen durch und halten doch den Frieden aufrecht. Denn jedes Kind bekommt ja zwei Namen, nichts hindert uns also, ihn bei dem anderen zu nennen. Was sagt Du zu Sten Epaminondas?“

„Das ist entzündend!“ rief sie strahlend aus und kniff ihn vor Freude in den Arm. „Du bist ein richtiger Schatz, auch wenn Du verstockt, oarstig zu sein. Du hast mit einem Stein vom Herzen genommen.“

„Das war eine Schmeichelei mit Beschränkung“, bemerkte der Doktor. „Doch hör' mal, Kleine, nun muß ich auch meinen Lohn dafür bekommen, daß ich den Stein da weggenommen habe. Ein Arzt bekommt sein Honorar, wie Du weißt, und Operationen sind besonders teuer.“

„Lach mich, Du Spitzhube“, rief Frau Annie, doch trotz dieser schlimmen Bezeichnung wehrte sie sich nur matt, als er sie an sich zog und ihren rothen, protestklüßernen Mund küßte.

Ein Rattenest

Von einem seltsamen Original berichten die belgischen Blätter. In Zierlemont wohnte in einem großen Hause eine alte Frau, die Tochter eines ehemaligen Bürgermeisters von Zierlemont. Als vor 25 Jahren ihre Mutter starb, ließ sie damals bereits 45-jährige, aber noch unerheiratete Dame sämtliche Thüren ihres Hauses in einer kleinen Ritze des großen Gebäudes. Ihre einzige Gesellschaft bildeten drei Hunde. Kein Mensch sah sie jemals feither auf der Straße. Die kümmerliche Nahrung brachten ihr die Lieferanten, indem sie ihre Waaren durch ein Flurfenster abgaben. Die Frau zahlte immer pünktlich. Gestern nahm man plötzlich einen Brand im Hause des weiblichen Sonderlings wahr und die Feuerwehr wollte in das Haus bringen, um den Brand zu löschen. Die Greisin weigerte sich jedoch, das Hausthor zu öffnen und schrie ununterbrochen auf die Straße, daß gar nichts los sei. Jetzt brach sich die Feuerwehr mit Gewalt Bahn und schlug das Hausthor ein. Die ersten Personen, die über die Treppe hinaufstiegen, prallten zunächst vor entsetzlichen Lust zurück. Dann aber wagten sich doch einige Beherzte hinauf, und es gelang ihnen, den Brand zu löschen. Man mußte die Greisin, die sich heftig sträubte, mit Gewalt aus dem verpesteten Hause herausreißen und quartierte sie dann in einem benachbarten Hause ein. In ihrer alten Wohnung sah es fürchterlich aus. Hunderte von Ratten hatten in den Salons und Wohnzimmern ihr Lager aufgeschlagen, und alle Möbel, Bilder und sonstigen Gegenstände waren von den Ratten zerfressen.

Wer sich das Leben gar zu leicht machen will, den drückt es dafür oft erst recht.

Der Glücksgroschen.

Novellette von Kassi Torund.

Vor der Endstation am Park hält ein offener Pferdebohnwagen, schwach beleuchtet; Ruffschrei und Rindartur wechseln ein paar schläfrige Worte. Die entsetzliche Schwüle eines glühenden August-Nachmittags liegt bleischwer über Stadt und Land. Kein Hauch rührt sich, kein wehendes Lüftchen bringt Erquickung. Da kommt ein Wanderer des Weges, den Knotenstock in der Hand, staubbedeckt der ärmliche Rock, das blaue Gesicht verbrannt und schweißgebadet. Er küßt die Hand schwer auf das Plattformgeländer. „Kann man hier in die Stadt fahren?“

„Ja, wohin denn sonst?“ erwiderte mürrisch der Ruffschrei.

„Bis in die Schweidnitzer Vorstadt?“

„Ja ja, da müssen Sie aber am Ringe umzäunen.“

„Ach, sind Sie so gut und sagen mir's, — ich weiß keinen Bescheid“ — aufköhnend, erschöpft bis zum Ausharren sinkt der Mann auf die erste leere Bank nieder.

Die wortfaule Apathie des Ruffschreiers weicht einer schwachen Regung der Teilnahme.

„Sie sind wohl fremd hier?“ erkundigte er sich.

„Ich komme von Ramlau.“

„Von Ramlau?“ Run wird der Mann vollends weich, schüttelt die Fingerringe seines schlafmüdig dahabenden Brauns: „Süß, Alter, los! — Doch nicht zu Füße? — War'sch nicht zu heiß zum Loufen?“

Mit einer unbeschreiblichen Gebärde zuckte der andere die Achseln. Schweigend — jede Antwort scheint ihm so überflüssig. Doch einer Weile, während der Wagen die schmale schattige Straße entlang rollt, sagt er: „Ach war auf Arbeitssuche.“

„Und ha'n Sie nicht gefunden?“

„Nicht!“ — das Gespräch verstimmt. In dumpfer Resignation harret der müde Wanderer vor sich hin. Man merkt's ihm an, wie gern er sprechen, nach dem langen, einsamen Marsch einem theilnehmenden Menschen sein bedrängtes Herz ausschütten möchte. Aber niemand fragt ihn, keiner hat Zeit und Interesse für ihn. In der tiefen Stille ringumher haben die bunächststehenden jedes Wort verstanden. Ein weißhaariger alter Herr auf der zweiten Bank gibt dem Rindartur einen Wink und zahlt stillschweigend den Pferdebohnwagens in der Ramlauer.

„Du lieber Gott!“ seufzte ein behäbiges Mütterchen neben dem alten Herrn — „der kann einem rein leid thun, der arme Schluder, hat gewiß einen erbärmlichen Hunger“, und traut in ihrem umfangreichen Pompadour. Ein Stridzeug kommt zutage, die Brille, ein Gummiball — zuletzt ein eingewickeltes Päckchen. Ruchen oder Butterbrot, das die Entfalter, mit denen sie aus dem Park zurückkommt, übrig gelassen haben. „Hier, guter Freund“, sie reicht das Päckchen über die Bank — „lassen sich's schmecken! Viel ist's gerade nicht, ich hab' halt nicht mehr bei mir.“

Die braune schneige Hand greift hastig zu. Der Mann dankt und nickt — einen Moment ist's, als wenn er gleich hineinbeißen möchte. Aber er besinnt sich, ein Gefühl von Scham, das drückende Bewußtsein, hier vor aller Augen, vor den neugierigen, mitleidigen, seinen rasenden Hunger stillen zu sollen, hält ihn ab, ein Zucken geht über sein Gesicht, er läßt das Päckchen in die Tasche gleiten und sieht still, in sich zusammengesunken wie zuvor. Neben ihm auf der Bank hocht ein kleiner schmieriger Schlofferkitt; der mochte irgendwo draußen in der Villentolonie etwas abgelesert und ein kleines Trutzgeld dafür eingeholt haben, er prinst über das ganze rothwangige, geschwärzte Antlitz, seine weißen Zähne lachen, seine treuherzigen blauen Augen blinken vor Vergnügen und liebäugeln verstockt mit dem Nadel, den er in seinen kleinen schwarzen Häuten herumdreht. Ein paar mal hat er nachdenklich auf seinen schweißigen Nachbar geblickt — jetzt hält der Wagen am Depot auf der Thiergartenstraße, die Pferde werden umgespannt, und alles schaut interessiert zu.

„Großmutter, fahr'n wir nun mit zwei Pferden?“ fragt eins der Kinder.

„Ne, mei Herz, das eine wird ausgepannt und geht in den Stall. Das ist müde und muß sich jetzt erst a bissel ausruhn, siehst?“ erklärt die Matrone.

Ein unbeschreiblich trauriges Lächeln fliegt über das hagere Antlitz des Mannes auf der ersten Bank. „Das hat's gut, das Pferd“, spricht er vor sich hin. „Das wird jetzt ausgepannt und geht in den Stall, kriegt sein Wasser und Futter.“ Unfeins wird nicht ausgespannt — nie, und wenn's auch sechs, acht Meilen sind.“

Der kleine Schloffer hat die Ohren gespitzt und harret ihn an wie ein Wunder, halb scheu, halb mitteilig. Die erschütternde Tragik dieser Worte rührt eine Saite in seinem jungen Herzen, die leise nachschwingt; die trostlosen Augen des Mannes thun ihm förmlich weh.

„Von Ramlau?“ fragt er staunend. „Sind das sechs, acht Meilen?“

„Ach, wohl noch mehr — weiß ich's? erwidert der Mann in der Ecke, nimmt seinen Hut ab und fährt

mit dem Sack über das schon ergraute Haar. Und wieder wird's still auf der ersten Bank. Todtmüde ist der Wanderer, so müd, daß er kaum einen Blick für die Strahlen hat, die er durchfährt. Und hungrig und verdurstet dazu — und wie die Füße ihm brennen — kaum heben und rühnen kann er sie!

Fast wider ihren Willen beschäftigt der „Ramlauer“ immer noch die Gedanken der Mitfahrenden. Der alte Herr auf der zweiten Bank greift in die Tasche. Soll er dem armen Kerl nicht noch was in die Hand brüden? Aber wozu eigentlich? Mag er sich doch an die Vereine wenden. Zu was zählt man denn jahraus, jahrein seine Beiträge. Auch das Großmütterchen fühlt ein menschliches Rühren — als wenn ein heimlicher Finger leise an ihr altes Herz klopft. Er jammerte sie, der arme Mensch, der die Pferde um's Ausruhen beneidet. Ihn er mich bitten, kriegte er gleich noch ein Nidel — was bittet er nicht? denst sie und wartet.

Der kleine Schlofferkitt — selber ein armer Schluder, den das Leben just nicht sanft anpackt, hat seinen Nachbar unverwandelt betrachtet. Unerschlossen dreht er den Nidel zwischen den Fingern. Er durstet auch, und er leckt sich die rothen Lippen. Aber der Mann, der kommt zu Fuß von Ramlau, sechs, acht Meilen und wohl noch mehr — auf der Suche nach Arbeit und hat keine Arbeit gefunden. Ein unmenlichlich schwacher Entschluß ringt sich in der jungen Seele empor, und zugleich die Erinnerung an ein längst vergessenes Mutterwort: „Es gibt noch Aemere als wir sind, die haben kein Brot, die haben kein Dach — und denen sollen wir helfen.“ Er ist am Ziel und steht auf. „Hier“, sagt er mit vor Aufregung heiserer Stimme, „hier haben Sie — auf ein Glas Bier!“ — und ehe der andere sich befinden oder danken kann, springt er leichtfüßig vom Wagen und trabt wie ein kleiner Held die Straße entlang, ohne sich umzusehen.

Der Ramlauer hält den Groschen in der Hand, seine Augen schimmern feucht. „Guter kleiner Kerl!“ murmelte er vor sich hin, und dann wie verschmachtend: „Auf ein Glas Bier!“ Er richtet den gebeugten Körper vor, zum erstenmal kommt wieder etwas wie Energie, wie Lebensmuth über seine todtmüde Seele. Er steckt das Geldstück in die Westentasche. „Der soll mir Glück bringen!“

Weit draußen in der Schweidnitzer Vorstadt begehrt er auszusteigen. Er besinnt sich genau, hier in dieser Straße hat vor Jahren sein Schwager gewohnt, der ihm schon manchmal in schlimmen Zeiten aus der Patsche geholfen. Zu dem will er — der gibt ihm wohl auch heute Essen, Trinken und ein Nachquartier — ehe er weiter wandert und sich Arbeit sucht. Er geht von Haus zu Haus. Alles kommt ihm fremd vor, so verändert. Er schüttelt den Kopf, strengt sein Gedächtniß aufs äußerste an. Hier muß es doch sein — oder hier? Nun fragt er die Frau, die den kleinen Topfstram an der Ecke hat. „Ne“, sagt sie achselzuckend, „den kenn ich nicht.“ Und dann auf einmal, sich besinnend: „Na, warten Sie mal, der Ruffschrei, der Schuster? Ja, ja, der hat mal hier gewohnt, vor drei, vier Jahren. Aber der ist vorm Jahre schon zu seiner Tochter aufs Land gezogen. Wissen Sie das nicht?“

Wartend geht er weiter. Der Schwager! — Das war seine letzte Hoffnung!

Was nun? Er sieht sich um. Das ist die große Stadt, die Taufende nährt und kleidet, Taufende ein Obdach gewährt. Für ihn kein Plätzchen, wo er sein müdes Haupt hinlegen wird, keine Hand, die sich ihm freundlich entgegenstreckt, die ihm den Labetrunk für seine verschmachteten Lippen bietet, die ihm ein Bad für seine mund gelauften Füße, seine müden, schmerzenden Glieder bereitet. Und er kann nun wieder weiter wandern mit den bleischweren Füßen, die er kaum noch schleppt. Wohin? Das weiß er selber nicht.

Und die Verzweiflung packt ihn — und der Hunger fällt ihn an, gierig, während wie ein Raubthier. Den Bissen Brot und Kuchen hat er längst verschlungen, was ist das für einen ausgehungerten Magen! Mit dumpfem Hirn, kaum wissend was er thut, tritt er in einen Bäckerdelen und zählt seine Pfennige auf den Ladentisch. „Brot!“ sagt er heiser, und die Bäckerfrau streicht die Bettelpfennige ein und schiebt ihm gleichmüthig das Verlangte hin.

In einem Thorweg bleibt er stehen und ist, laut hoch auf mit den noch scharfen Zähnen und schlingt Bissen um, Bissen hinunter. Und sieht sich um, greift an seinen heißen Kopf, der gar nicht mehr denken kann. Ja, was wollte er doch noch? Trinken — ach ja! er feufst auf, der Nidel fällt ihm ein, das Almosen des kleinen Schlofferjungen, das ihm Glück bringen soll. Er tastet an seine Tasche, ob er ihn noch hat — und plötzlich schießt wie ein großer Blitz ein Gedanke durch sein Hirn. Ja, trinken will er — ben letzten Labetrunk für den zehnfennigen das guten kleinen Kerls, der ihn so

mitteilig angeschaut — und dann? — Er findet wohl den Weg zurück durch die breiten, lärmenden, dunstgefüllten Strahlen — zurück bis zum Fluße, über den er vorhin gefahren. Den werden ihn seine müden Füße doch wohl noch tragen, den letzten Weg? Wasser! — Das wäscht den Strahlenstaub ab, das küßt die glühende Hitze für immer —

Er steht am Büffet einer kleinen sauberen Vorstadtschenke und trinkt in langen, gierigen Zügen. Die Kellnerin, die just nichts zu thun hat, sieht ihm zu und lacht. „Ihnen schmeck's aber mal“, sagt sie freundlich — „ja's is ein süffiges Bier, das Ramlauer.“

„Ramlauer?“ wiederholte der Mann gedankenlos. „Ramlau — da komme ich heut' schon her.“

„S is nich weit mit der Bahne. Der Wirth is auch von dort. Zwei gute Stunden.“

„Zwölfe zu Fuß“, sagt er latonisch. „Zu Fuße?“ staunt das Mädchen. „Heute schon?“

„Ja — zu Fuße.“

„Müssen Sie aber müde sein!“ Gutmüthig schiebt sie ihm einen Stuhl hin. „Und zu was sind Sie denn hierher gekommen?“

„Um Arbeit zu suchen.“ Er sagt es fast mechanisch, wie er's hundertmal gesagt hat seit Tagen — seit Wochen.

„Arbeit — da giebt's viel! Was denn zum Beispiel?“

„Jede!“ spricht er dumpf und ruhig. „Was nicht es — jetzt ist's ja doch zu spät, weiter kann er nicht mehr. Er legt seinen Nidel hin, wischt sich die Lippen und steht auf. Run kommt das Letzte.“

„Herrgott!“ sagt das Mädchen auf einmal. „Rein, warten Sie doch!“ Sie läßt die Gläser stehen, die sie eben ins Büffet räumen will und läuft ins Nebenzimmer. „Herr Scholz, kommen Sie doch mal herein! Da is einer, der Arbeit sucht, vielleicht können wir den gebrauchen.“

Behäbig kommt der Wirth näher. „Arbeit sucht' Ihr?“ fragt er langsam und läßt den prüfenden Blick über den bescheidenen Dastehenden gleiten. „Ja, was habt Ihr denn gelernt?“

„Küfer — aber in letzter Zeit hab' ich eigentlich alles versucht. — Bloß kein Glück hatt' ich.“

„Hm“, macht der Wirth — sein Gesicht hat ihn ein wenig zum Menschenkenner ausgebildet, und sein Urtheil ist schnell fertig. Bescheiden, ehrlich, eine gute Haut! tarirt er bei sich. Und laut sagt er: „Mir is heut der Hausbälter weggegangen — war ein veröffener Kerl — und wenn Ihr wollt, könnt Ihr den Posten kriegen. Auf Probe.“

Der Ramlauer stützt sich mit zitternder Hand auf das Büffet.

„Wenn Sie's mit mir versuchen wollen — gewiß will ich...“ stammelte er verwirrt.

„Na, da seht Euch nur, Mann — ich seh's ja, Ihr seid hundemüde. Reigt mir mal Eure Papiere vor.“ — So, gut — alles in Ordnung.“ Der Wirth, die neue Aushilfe wahr scheinlich billig zu bekommen, macht den an sich gutmüthigen Mann ordentlich jovial. — „Pauline, noch ein Glas Ramlauer hier den neuen Hausbälter! — Und hier, den Groschen hebt Euch nur auf, vielleicht brinat der Euch noch Glück!“

„Er hat's schon gebracht“, sagt der Fremdling leise und wischt sich mit der Hand über die nassen Augen.

Genauere Ansicht.



Commerfrischer: „Wer ist denn der Herr dort im Touristenanzug — kennen Sie ihn nicht?“ Bauer: „O ja — freilich! kenn ich ihn — dös is — a Fremder!“

Mattis.



„Gnädiger Herr, wissen Sie nicht, wo das andre Ende vom Besen hingekommen ist?“